Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofsgasse Nr. 15

Nr. 182.

Pränumerationspreis:
für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;
Aufstellung ins Haus wörtl. 25 fr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Samstag, 9. August 1879.

Morgen: Laurentius.
Montag: Susanna.

Insertionspreis: Ein-
spaltige Petitzeile 4 fr., bei
Wiederholungen 3 fr. An-
zeigen bis 6 Zeilen 20 fr.

12. Jahrg.

Am Tage der Kaiserbegegnung.

Heute trifft unser Kaiser mit dem Kaiser des deutschen Reiches in Gastein zusammen. An und für sich eine Begebenheit ohne tiefer liegende politische Ursache, ist diese Fürstenzusammenkunft doch ein neuerlicher Beweis für die innigen Freundschaftsbeziehungen zwischen den Regentenfamilien zweier Nachbarreiche, die von der Natur und der Geschichte dazu bestimmt erscheinen, das Zünglein an der Wage aller historischen Begebenheiten zu bilden. Leider war ein Zusammengehen dieser beiden Staaten so lange unmöglich, als die Rivalitätsfrage nicht gelöst war, zu welcher die Verhältnisse Deutschlands noch vor wenig Jahren Veranlassung gaben. Nun ist diese Frage hoffentlich für immer abgethan, und war auch die Operation, welche Oesterreich von Deutschland trennte, eine schmerzliche, so ist dadurch Oesterreich dennoch seinem eigentlichen Berufe wiedergegeben worden, während Preußen freie Hand erhielt, eine Regeneration Deutschlands durchzuführen, zu welcher unser Heimatsstaat ganz und gar ungeeignet war. Denn darüber kann doch kein Zweifel sein, daß ein Staat wie Oesterreich, welchem der internationale Beruf schon durch den Verlauf seiner nach Jahrhunderten zählenden Entwicklungsgeschichte auf die Stirne geschrieben ward, nicht in der Lage sein konnte, das Nationalitätenprincip in seiner modernen Auffassung zur Grundlage des neuen deutschen Reiches zu machen. Nur auf diesem Wege war aber eine Regeneration Deutschlands möglich; alle anderweitigen Einigungsversuche mußten sich als ein bloß auf einzelne Tage berechnetes Glückwerk erweisen.

Wenn wir erst nach diesen Bemerkungen anfänglich der heute stattfindenden Kaiserentrevue auf jene Gasteiner Verhandlungen zurückblicken, welche vor nunmehr vierzehn Jahren den österreichisch-

preussischen Interessenconflict zur blutigen Entscheidung reif machen sollten, so sind wir wol vor dem Vorwurfe geschützt, als ob wir durch die Erinnerung an längst Vergangenes altem Grolle neue Nahrung geben wollten. Damals, vor nunmehr vierzehn Jahren, wurden die Consequenzen der vom Grafen Rechberg eingeleiteten äußeren Politik weitergesponnen und jener unselige Vertrag über die gemeinsame Besitzergreifung Schleswig-Holsteins abgeschlossen, von welchem man schon im Momente des Entstehens sagen konnte, daß er zu einer grellen Dissonanz führen werde und müsse. Ein Jahr später waren auch schon die blutigen Schlachten geschlagen, welche für Oesterreich wie für Preußen eine neue Periode ihrer inneren und äußeren Entwicklung bezeichneten. Wie haben nun beide Staaten die Zwischenzeit ausgenützt? Was Preußen anbelangt, so kann es sich rühmen, die Reorganisation Deutschlands mit sicherem Auge und kühnem Griff behandelt zu haben. War noch vor kurzem der Deutsche im Auslande ein schutz- und rechtsloses Individuum, so steht heute der Name Deutschlands achtunggebietend selbst dort in Ehren, wo man noch vor wenig Jahren für das Volk der Philosophen nur ein verächtliches Achselzucken hatte. Allerdings ist der innere Ausbau noch vielfach als Provisorium zu betrachten, welcher sich eben als solches dem definitiven Urtheil entzieht. Aber trotzdem kann sich Deutschland rühmen, in einem verhältnismäßig unbedeutenden Zwischenraume ganz gewaltige Erfolge erzielt zu haben. Sollen diese Oesterreich zur Eifersucht anregen? Nie und nimmer. Denn so, wie heute die Verhältnisse liegen, hat Oesterreich sein Hauptaugenmerk nahezu ausschließlich auf eine Ordnung seiner inneren Zustände zu richten.

Die historische Aufgabe des alten Oesterreich, einen Schutzwall der Civilisation gegen das Anstürmen halbbarbarischer Völker vom Osten und

Südosten zu bilden, ist erreicht — seine neue Aufgabe dagegen, das Völkermaterial, das sich bei diesen Kämpfen um den Kern der babenbergischen Ostmark angelegt, zu einem fest geschlossenen, einheitlichen Staatsganzen zu verbünden, harret noch ihrer Vollendung. Sie wird auch nicht dadurch gelöst werden können, wenn, wie es jetzt geschieht, sich einzelne Nationen an die Regierung herandrängen, um unter Berufung auf längst vermorschte historische Rechte das Nationalitätsprinzip als Richtschnur für die innere Politik anzuempfehlen. Der internationale Charakter Oesterreichs vermahnt sich gegen eine solche Zumuthung, welche von den Deutschen im Lande niemals gestellt wurde und deren Auftauchen gerade im jetzigen Momente als eine beklagenswerthe Erscheinung bezeichnet werden muß.

Um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, brauchen wir nur darauf zu verweisen, daß der jetzige Stand der Orientfrage durchaus nicht darnach angethan ist, volle Beruhigung zu erwecken. Die eigentliche Entscheidung ist noch ausständig. Wann sie erfolgen wird, wissen wir nicht. Aber das sollte jeder Oesterreicher einsehen, daß sie uns nicht unvorbereitet treffen darf. Nicht als ein in Waffen starrer Staat, welcher die Steuerkraft und den gesammten jungen Nachwuchs für militärische Zwecke requiriert, soll Oesterreich den Abschluß des Orientdramas abwarten. Wol aber vermag es als ein innerlich gefestigtes politisches Gemeinwesen jene Vorbedingungen zu bieten, die wir als die Vorbereitung für ein entscheidendes Eingreifen in den Verlauf der für uns im höchsten Grade wichtigen Vorgänge auf der Balkan-Halbinsel bezeichneten. Keine ins Blaue hinaus operierende Occupationspolitik, deren Fortsetzung nur die inneren politischen Gegensätze verschärft, vermag hier eine gute Zuversicht für die Zukunft zu bieten. Wir sind vielmehr überzeugt, daß eine solche

Fenilleton.

Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben.

Roman von F. Klind.

(Fortsetzung.)

Draußen verloren sich Arnold Doniz' Schritte, aber Julie stand, das vergilbte Blatt in der Rechten, wie eine Statue. Sie war keines klaren Gedankens fähig, sie fragte sich nur immer und immer wieder, ob sie auch dieselbe Julie sei, die vor kaum einer Stunde dort scherzend und lachend am Fenster gesessen und noch nie von dem leisesten Kummer berührt worden war. Ja, sie war noch dieselbe, wenigstens äußerlich, aber innerlich war sie eine andere, eine ganz andere geworden — keine Spur ihrer früheren Gedanken- und Sorglosigkeit war zurückgeblieben, diese eine Stunde hatte vollbracht, was vielleicht Jahre kaum vermocht hätten — das Kind zur Jungfrau heranzureifen.

Der Abend dämmerte herein, Julie konnte nicht mehr sehen. Tante Doniz hatte sich noch immer nicht sehen lassen, aber Julie hörte, wie

sie in der Küche herumwirthschafte; vielleicht hatte Arnold sie veranlaßt, nicht in das Gemach hineinzugehen.

Müde und erschöpft suchte Julie jetzt endlich einen Sessel. Das Billett hielt sie noch immer in der Hand, sie wagte nicht, die zierlichen Schriftzüge anzusehen, so lange sie so von Born und Haß beherrscht wurde. Jetzt erinnerte sie sich alles dessen, was sie über den Grafen Horn gehört, jetzt wußte sie, was es hieß, seine Geliebte sein. Ob er die Dame in den blauen Sammetgewändern auch wol so betrogen hatte — ob ihre liebe Mutter wol auch so angestaunt und — verachtet wurde?

„O, ich muß ihn hassen, ich muß mich rächen,“ murmelte sie, die kleinen Hände ringend, „ich kann es dem Manne nicht gönnen, daß er mitten im vollen Glück ungestraft sitzt, während meine arme Mutter sich nur durch Selbstmord von ihren Leiden erlösen konnte. O Onkel, ich kann nicht so sanft und milde sein wie meine Mama, ich könnte den Clenden sterben sehen und würde keine Hand zur Rettung aufheben, wenn es in meiner Macht stände, ihn zu retten.“

Und wieder sank sie in ein finsternes Brüten zurück.

Der Mond war am tiefblauen Nachthimmel emporgestiegen und senkte seine Strahlen in das kleine Gemach, um die Gegenstände gespensterisch zu beleuchten, sie rührte sich nicht, nur dann und wann durchflog ein Frösteln ihre Gestalt, und sie kauerte sich zusammen, als könne sie die hereinströmende Nachtkluft nicht ertragen.

Was konnte sie thun, das war ihr Gedanke, wie sollte sie dem Manne gegenüberreten, der es wagen durfte, unangefochten reich und angesehen einherzugehen, während er doch einen Mord auf dem Gewissen hatte?

Julie fand nirgends Antwort darauf, immer wirrer und wüster wurden ihre Gedanken, bis sie endlich in einem Nebel verschwanden und eine wohlthunende Ohnmacht ihren Qualen für kurze Zeit ein Ende machte.

Als Tante Doniz etwa eine Stunde später von einer leisen Ahnung getrieben in das Gemach trat, fand sie Julie noch wie leblos in ihrem Sessel zurückgesunken, und es bedurfte der größten Anstrengungen, das Kind wieder zum Bewußtsein zu erwecken.

Endlich schlug sie die Augen auf, aber nur, um sofort nach dem zerknitterten Stückchen Papier, welches sie krampfhaft festhielt, zu suchen.

Fortsetzung lediglich um den Preis eines gefunden parlamentarischen Lebens möglich ist, und dieser Preis ist zu hoch, als daß wir ihn zu leisten vermöchten. Man vergesse eben nicht, daß das große Werk der Vereinigung aller Völkerstämme Oesterreichs zum bewußten Zusammenwirken im Interesse der Gesamtheit nur auf parlamentarischem Boden möglich ist. Wird uns dieser entzogen, wird der Parlamentarismus nur zum Mittel für momentane Regierungszwecke herabgedrückt, so ist jede auf dem Wege außerparlamentarischer Compromisse ermöglichte sogenannte Ausgleichsoperation eben nur ein momentaner Nothbehelf, eine politische Kurpfuscherei, welche das vorhandene Uebel nur verdeckt, aber nicht beseitigt.

Man könnte uns zwar entgegnen, daß der Ernst der Weltlage wenig einladend ist, den freilich etwas langwierigeren Weg einer parlamentarischen Ausöhnung der inneren politischen Gegensätze zu riskieren. Man müsse vielmehr, wenigstens nach außen hin, den Eindruck einer Uebereinstimmung zwischen der Regierung und der Gesamtbevölkerung zu erzielen trachten und dürfe vor allem nicht darauf verzichten, die Autorität Oesterreichs durch eine imposante kriegerische Machtentfaltung zu fördern. Aber das ist unrichtig. Denn erstlich läßt sich niemand täuschen, daß ein Compromißministerium eben nur die Einleitung zu einer neuen Aera erbitterter innerer Kämpfe sein müsse, während andererseits Oesterreich im engen Anschlusse an Deutschland in Bezug auf äußere Politik eine weit sicherere Garantie für die Wahrung seiner Interessen besitzt, als im größten Heere. Bei dem unverföhlichen Gegensatze zwischen Rußland und den Westmächten hat Deutschland, beziehungsweise jener Staat das Heft in der Hand, mit dessen Politik das Berliner Cabinet einverstanden ist. Für Deutschland aber hat wol kein Staat mehr Anspruch auf volle Sympathien, als gerade Oesterreich. Die alten Eifersüchteleien sind beseitigt, und wenn auch die jegige rücksichtslose Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers, welche Deutschland mit einem Schutzwalde gegen fremde Produkte umschließt, auch Oesterreich theilweise schädigt, so wird dieser Schaden doch weitaus nicht so groß sein, als der Nachtheil, welchen die während der Freihandelsperiode durch Deutschland nach Oesterreich strömenden englischen Industrieerzeugnisse unserm heimischen Gewerbebräue brachten. Deutschlands Zollpolitik richtet sich in erster Linie gegen England und gegen Rußland. Das sind die Productionsgebiete, welche seiner Industrie, seinem Ackerbau gefährlich zu werden drohen. Sind aber einmal die Zollwälle im allgemeinen gezogen,

dann wird sich bei nur einigermaßen redlichem Willen sehr leicht ein Mittel finden können, um zwischen Oesterreich und Deutschland ein Handelsverhältnis herzustellen, welches den Verkehr zwischen den beiden Nachbarstaaten erleichtert, ohne ihn durch die Ueberproduction anderer Länder zu gefährden. Daß es dazu kommen wird, liegt in der Natur der Sache. Oder wäre es nicht unnatürlich, wenn die durch Bismarcks Zollpolitik im allgemeinen ausgesprochene Abschließung Deutschlands vom Auslande auch einem Staate wie Oesterreich gegenüber aufrechterhalten bliebe, der doch in Bezug auf Produktionsbedingungen gewiß die meiste Aehnlichkeit mit Deutschland zeigt? In politischer wie in wissenschaftlicher Beziehung auf einander angewiesen, können diese beiden Nachbarstaaten bei dem Wegfalle jeder Rivalität durch einen engen Anschluß die besten Garantien für den Frieden Europa's gewähren. Und daß es dazu kommen wird, daß allen anderweitigen Einflüsterungen zum Troste Oesterreich und Deutschland die Pflege ihrer eigenen Interessen im harmonischen Zusammenwirken erkennen werden, dafür bürgen uns auch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Herrscherfamilien, deren Tragweite wir erst dann zu würdigen verstehen, wenn wir die nimmer rastenden Bestrebungen Rußlands erwägen, sich angeblich als Mittelsmann, in Wirklichkeit aber als egoistischer Störenfried in die Beziehungen der beiden Nachbarstaaten zu mengen.

Die neue Verfassung Elsaß-Lothringens

tritt nach einer im Laufe der letzten Tage erlassenen kaiserlichen Verordnung mit 1. Oktober in Kraft. Gleichzeitig damit wird die Regierung des Reichslandes von Berlin nach Straßburg verlegt und Elsaß-Lothringen einer neuen Phase seiner staatlichen Entwicklung zugeführt, welche vielleicht nur dadurch einen etwas bitteren Vergeschmack erhält, daß Feldmarschall v. Manteuffel mit der Statthalterchaft im Reichslande betraut wurde.

Die eigenartigen und zarten Verhältnisse der Reichslande bedürfen einer höchst schonenden und vorsichtigen Hand, und man wird darum der strammen Zucht eines altpreussischen, hochconservativen und hochorthodoxen Militärs nicht ohne einige Besorgnisse entgegensehen können. Allerdings hat derselbe während des deutsch-französischen Krieges durch die Verwaltung französischen Gebietes ebenso viel Energie, als Takt und Selbstverleugnung an den Tag gelegt, Eigenschaften, die

er auch in seiner neuen Stellung besitzen muß, wenn nicht anders der innere Werth der Verfassung Elsaß-Lothringens durch das Gehässige der Amtsführung aufgehoben werden soll. Aber immerhin ist der jegige Posten Manteuffels wol einer der schwierigsten, auf welchem jemals die Realisierung eines Verfassungsexperiments durchgeführt wurde, von dem übrigens vorläufig noch gar niemand zu sagen vermag, ob er sich bewähren und die Basis abgeben wird zur weiteren Autonomisierung der Reichslande, oder ob er schon nach kurzer Probe als undurchführbar widerrufen werden muß.

Die neue Constitution Elsaß-Lothringens ist eben der Versuch, in einem von reichsfeindlichen Parteien durchwühlten Lande autonome Verfassungsformen einzuführen. Als solcher mußte diese Neuerung mit den nöthigen Garantien im Interesse des Reiches versehen werden, und aus ganz demselben Grunde hat man wol auch die Verwaltung Elsaß-Lothringens in die Hände eines Mannes gelegt, von dem man voraussetzt, daß er im Falle eines Mißbrauches der gewährten selbstständigen Bewegung durch die Bevölkerung energisch genug sei, letztere auf den richtigen Pfad zurückzuführen. Es wird auch einzig und allein von der Bevölkerung abhängen, ob das der Reichsregierung erst nach langem Kampfe abgerungene Zugeständnis einer besonderen Landesregierung für Elsaß-Lothringen mit dem Sitze in Straßburg nur den Anfang zu weiteren Zugeständnissen bildet. Thorheit wäre es jedenfalls, wenn die verständigen, nicht unbedingt reichsfeindlichen Parteien im Lande sich deshalb, weil man die Ausführung des Verfassungsgesetzes in militärische Hände legte und weil die neue Verfassung noch nicht die ganze Summe autonomistischer Forderungen befriedigt, in principielle Opposition zu der neuen Regierung setzen würden. Dadurch würde eben nur der Beweis erbracht, daß Elsaß-Lothringen einer staatlichen Autonomie nicht fähig sei, und an die Stelle eines darauf hinauszzielenden Versuches würde gerade das Gegentheil von dem treten, was die reichsländischen Autonomisten anstreben: Der Verlust eines jeden Selbstbestimmungsrechtes und die Einverleibung in Preußen.

Der Schluß der französischen Kammer und Jules Simon.

Die französischen Senatoren und Abgeordneten haben Versailles verlassen, um im November dieses Jahres die Berathung der unterbrochenen Fragen der schwebenden Session wieder aufzunehmen.

Fortsetzung in der Beilage.

„Laß' mich allein, Tante, o bitte, nur noch ein paar Minuten,“ bat sie tonlos mit gebrochener Stimme. „Dann weiß ich alles und dann bin ich wieder gesund. Tante, laß' mich allein — ich muß dies lesen.“

Die alte Dame ging hinaus, doch blieb sie ängstlich horchend an der Thür stehen.

Mit zitternden Händen entfaltete Julie das Papier, aber obgleich die Lampe, welche die Tante mitgebracht, ein sehr helles Licht verbreitete, konnte sie doch die Buchstaben nicht unterscheiden, und erst mit Noth und Mühe entzifferte sie folgendes:

„Mein geliebtes Kind! Eine unbestimmte Ahnung treibt mich an, dir noch meine letzte Hoffnung in betreff des verlorenen oder gestohlenen Trauscheines mitzutheilen, und ich bitte dich, nicht zu rasten noch zu ruhen, bis du alles im Hause der verstorbenen Frau Viesing durchsucht hast. Aus diesem Grunde habe ich in meinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß du vor Erreichung deines 25. Lebensjahres nicht das Haus länger als auf einige Wochen verlassen darfst. Darum habe ich gewünscht, daß du dort erzogen wirst, du sollst jeden Winkel des Hauses kennen lernen, damit dir eine Nachforschung nach dem verlorenen Schein

erleichtert wird. Ich habe zwar keine Hoffnung, daß du ihn findest, aber du sollst, wenn dir der letzte Wunsch deiner verstorbenen Mutter heilig ist, darnach suchen. Ich fand nicht den Muth dazu, weil ich die Hoffnung auf Erfolg von vornherein aufgeben mußte — ich war zu kurze Zeit bei Tante Viesing, um in ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden. Vergib deiner Mutter, daß sie nicht den Muth hatte, ein Leben voller Schande und die Verachtung ihrer Mitmenschen zu ertragen, so wie auch Gott mir gnädig und barmherzig sein wird. Lebe wohl, mein geliebtes Kind, Gottes Segen über dich im reichsten Maße. Sei deinem Vormunde eine treue, gehorsame Tochter — Arnold Doniz ist der beste, edelste Mensch der Welt. Lebe wohl — keine Rache an ihm, der dein Vater ist.“

„Keine Rache,“ murmelte Julie, als sie das Billett mit Noth und Mühe entziffert hatte und jetzt ihre Hände sinken ließ. „Keine Rache! O Mama, wie gut mußt du gewesen sein, um dem Manne nichts Schlechtes zu gönnen — wie kann man ihn auf seiner Höhe stehen sehen — ihn, dem nur Haß und Verachtung gehört! Ich weiß nicht, ob ich so sein werde — ich weiß noch nicht — was ich thue — wenn ich schwach bin,

Mama, dann vergib mir, ich kann dem Mann niemals vergeben, daß er mir meine Mutter raubte daß er sie ermordete.“

„Tante, jetzt kenne ich das Geheimnis,“ wandte sie sich zu der eintretenden alten Dame, „jetzt kenne ich das Geheimnis, ich weiß aber auch, daß ich es bewahren kann. Das schwebte über meinem Haupte, ein solcher Hagelschlag, der meine schönsten Lebenshoffnungen auf einmal vernichtete.“

Von dem Tage an war Julie wie umgewandelt, Arnolds schlimmste Befürchtungen eingetroffen — man kannte die heitere Julie nicht wieder, und wer sie am anderen Tage sah, wußte nicht, wie eine einzige Nacht eine solche Veränderung hervorrufen konnte.

Die rosige Farbe ihrer Wangen war verschwunden, der Glanz der Augen erloschen, und um den feinen Mund lagerte sich ein Zug tiefsten Schmerzes. Ihre ganze lebendige Munterkeit, ihr sonniges Lächeln war verschwunden, um einem tiefen, sinnigen Ernst Platz zu machen.

Arnold Doniz erschraf, als er am folgenden Morgen das blasse traurige Antlitz sah, so hatte er sie nicht zu finden erwartet, viel lieber noch wie am vorhergehenden Abend voll Born und Haß.

Damit hat eine Uebergangsperiode ihren vorläufigen Abschluß erlangt, welche, an den Namen Waddington geknüpft, den Beruf hatte, die unterschiedenen Republikaner mit den gegebenen Verhältnissen Frankreichs abzufinden. Und wir können sagen, daß Waddington diese ihm gewordene Aufgabe mit Geschick und Einsicht zu lösen verstand. Man suchte auf allen Gebieten die abstracten Forderungen der radicalen Demokratie mit dem praktisch Erreichbaren zu vereinigen. Man ließ die Ministeranlage fallen, weil sie nicht recht durchzuführen war, und begnügte sich mit der Brandmarkung der Männer des 16. Mai. Man dehnte die Amnestie so weit aus, als es dem Charakter einer anständigen Regierung, welche Politik und gemeines Recht nicht vermengt, angemessen war. Man begnadigte Blanqui, ohne ihn zu amnestieren. Man erklärte den Jesuiten den Krieg, ohne die übrigen religiösen Genossenschaften, welche die Lehrgenehmigung besitzen, zu beeinträchtigen. Ob nun dieser Krieg zugunsten der Regierung enden wird, das ist eine Frage, die im Verlaufe der Parlamentsferien ihrer Spruchreise entgegengebracht werden wird. Jedenfalls hat sie auch in dieser Angelegenheit einen hohen Grad der Mäßigung bewiesen, aber auch anderseits ein Gesetz geschaffen, das sowohl dem radicalen Doctrinarismus als den Reactionären mancherlei Angriffspunkte liefert. Und daraus ist es auch erklärlich, daß derselbe Jules Simon, welcher die Ferry'schen Gesetzentwürfe deshalb bekämpft, weil der Artikel 7 gegen die bürgerliche Gleichberechtigung verstoße, heute schon zum Bannerführer sämtlicher reactionären Fractionen werden konnte. So wird Jules Simon insbesondere vom Pariser „Figaro“ geradezu als Führer im Kampfe der Opposition gegen die Ferry'schen Unterrichtsvorlagen gefeiert. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Würden die Bonapartisten, Legitimisten und Ultramontanen unter eigenen Farben den Kampf gegen Jules Ferry aufzunehmen versuchen, so wäre ihre Niederlage vorausichtlich. Aber ein Jules Simon ist ein ganz famoseres Aushängeschild, durch welches man der Bevölkerung glauben machen kann, daß nunmehr auch überzeugungstreue Republikaner in der Lage sind, die Bestrebungen des Kabinetts Waddington als solche anzuerkennen, welche den Staat zugrunde richten. Was aber die eigentliche Absicht Jules Simons anbelangt, so gehört er zu jener Sorte parlamentarischer Advokaten, welche die Politik wie einen Rechtsfall behandeln und für die Seite plaidiren, wo sie den meisten Gewinn erhoffen. Mit scharfem Instincte witterte er in der Opposition gegen das Ferry'sche Gesetz ein

Portefeuille heraus, und sofort stellte er sich auf Seite der Männer, die ihm am 16. Mai 1877 mit einem moralischen Fußtritte den Abschied gegeben, und bekämpfte mit ihnen das Gesetz, selbstverständlich im Namen der Freiheit. Dennoch ist es noch sehr zweifelhaft, ob er seinen Zweck erreichen wird. Dupanloup sagte zwar von ihm: „Jules Simon wird vor mir Kardinal“, um seine Pffiffigkeit zu charakterisieren; aber ist jetzt ein Kabinet möglich, in dem ein Jules Simon sitzen könnte?

* * *

Die czechischen Organe geben sich alle Mühe, die Aufmerksamkeit der Welt auf die als bevorstehend angekündigte Erledigung der Ausgleichsaction hinzulenken. Die „Narodni Bisty“ gehen sogar so weit, dieselbe zu einem Ereignis von univerveller Bedeutung aufzubauen, indem sie schreiben: „Heute schon spricht man sowohl im Auslande als auch in Oesterreich nur mehr von einer Ausgleichsaktion des Reichsrathes, von der Einberufung des böhmischen Landtages zum Zwecke einer Reform der böhmischen Landtagswahlordnung, von der Durchführung desjenigen Artikels der Verfassung, welcher allen Volkstämmen die Gleichberechtigung verbürgt, von der Errichtung czechischer Lehranstalten an der Prager Univerfität und von der Ernennung eines eigenen Ministers für das Königreich Böhmen. Und nirgends wundert man sich darüber, nirgends entsetzt man sich darüber, nicht einmal unter den hartnäckigsten Feinden des czechischen Namens.“

Als solche Feinde werden in der „Politik“ wenigstens indirekt die Deutschen hingestellt, welchen unter anderem der Vorwurf gemacht wird, daß sie die alleinige Herrschaft und sämtliche Ministerportefeuilles für sich beanspruchen. Die betreffenden Phrasen lauten: „Die deutsche Nationalität bildet in Eisleithanien die Minorität und in Oesterreich-Ungarn eine sehr kleine Minorität. Daß die Deutsch-Oesterreicher durch ihre Kultur besonders hervorragen, ist eine Fabel, die nur jener glaubt, der von den Kulturen der nichtdeutschen Völker Oesterreichs keinen Begriff hat. Von diesem Wahn, dem deutschen Stamme in Oesterreich nicht nur Gleichberechtigung, sondern auch die Berechtigung zur Beherrschung der andern Stämme zuzuerkennen, muß man sich gründlich emancipieren. Durchgeführt, eingebürgert kann die Dezember-Verfassung nur dann werden, wenn der Beweis geliefert wird, daß sie nicht die Codificierung der deutschen Herrschaft ist, sondern eine Basis für alle. Bei der Besetzung der Ressortministerien mag also die Parteistellung oder Fachkenntnis des Kandidaten den Ausschlag geben;

aber mit dem Grundsatz, als seien die Deutschen allein zu Ministerposten berufen, die Nichtdeutschen höchstens zu Sectionschefs, mit diesem verwerflichen Grundsatz muß ein für allemal gebrochen werden.“

Etwas mäßiger als die „Politik“, welche ihr Urtheil über den Zustand der nationalen Kultur in Oesterreich gewiß nicht aus der Statistik über die Erwerbsfähigkeit der verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs, über den Schulbesuch und dergleichen für den nationalen Staatsmann allerdings neben-sächlichen Anhaltspunkten geschöpft hat, drückt sich der „Botrok“ aus, welcher erklärt, daß die Entscheidung in der Beschiedungsfrage noch nicht erfolgt sei, weil die czechischen Parteiführer noch immer auf die Zusagen und Garantien der vollständigen Erfüllung ihrer Forderungen warten. Dabei ist aber das altczechische Blatt offenbar bemüht, das Maß dieser Garantieforderungen auf ein Minimum herabzustoimmen und dadurch den eventuellen Entschluß der Beschiedung möglichst zu erleichtern.

Was die vorerwähnten Aeußerungen der „Narodni Bisty“ und der „Politik“ anbelangt, so erinnern diese ganz an das Gebahren eines Furchtsamen, welcher, um nur die Zaghaftigkeit seines eigenen Herzens zu übertäuben, möglichst viel Kra-wall schlägt. Denn trotz aller Ruhmredigkeit über die eminente Bedeutung der czechischen Nation klingt doch daraus noch keine Siegeszuversicht hervor, wie das beispielsweise der Fall war, als Hofenwart das Staatsruder übernahm. Thatsächlich haben auch die Czechen ihre Garantieforderungen noch durchaus nicht ins Trockene gebracht. Es verlautet nur, daß die Regierung unter Beiziehung des Fürsten Carlos Auersperg mit Clam-Martiniß, Dieger und Pražal über die Reform der böhmischen Landes-Wahlordnung unterhandelt, deren Entwurf bekanntlich in der Hand des deutschen Parteiführers Dr. Schneykal ruht. Besterer Umstand mildert auch einigermaßen das Befremdliche der Meldung, nach welcher die Regierung über eine die Deutschen in Böhmen doch sehr enge berührenden Angelegenheit nur mit Vertretern des adeligen Großgrundbesitzes und der Czechen in Böhmen und Mähren unterhandelt.

* * *

Wie der „Neuen freien Presse“ aus Janina telegraphisch wird, sind im Bezirke von Paramythia Unordnungen ausgebrochen. Die christlichen Einwohner von Seliami sind mit den dortigen Türken wegen des Besitzes einiger Schafferden in Streit gerathen. Zwischen beiden Parteien entwickelte sich ein förmlicher Kampf, in welchem ein Christ getödtet und zwei verwundet wurden. Von den Muhammedanern wurden vier getödtet und mehrere ver-

„Arme Julie!“ sagte er, ihr einen innigen Kuß auf die Stirn pressend.

„Ja, ich bin zu bedauern, Onkel,“ entgegnete sie leise, „ich habe mir so große Hoffnungen vom Leben gemacht, die Welt erschien mir einst so schön, und nun sehe ich sie auf einmal in grauen Nebel gehüllt vor mir. Das ist sehr traurig, aber immerhin noch besser, ich sehe die Welt jetzt so wie sie ist, als ein paar Jahre später. Es ist traurig, daß die Welt für mich allen Sonnenschein verloren hat und mich dünkt, es verlohne sich jetzt kaum noch der Mühe zu leben, besonders wenn ich erst den letzten Wunsch meiner armen Mutter erfüllt habe. Meinst du, daß mir das gelingen wird?“

„Unmöglich ist es immerhin nicht, liebe Julie“, sagte Doniz, um ihr nur wieder einen neuen Anhaltspunkt zu geben. „Deine Mutter hatte insofern recht, daß sie nicht jeden Winkel im Hause kenne, und ich weiß aus Erfahrung, daß Tante Liesing zahllose verborgene Stellen besaß. Du kannst immerhin Nachforschungen anstellen, wenn du dich auch nicht zu fest darauf verlassen darfst, daß deine Bestrebungen wirklich mit Erfolg gekrönt werden. Hat das letzte Schreiben deiner Mutter dir nicht Ruhe gegeben?“

„Unendliche Ruhe“, gab sie mit einem traurigen Lächeln zur Antwort, „aber es ist die Ruhe der Erschöpfung, die Ruhe nach einem entsetzlichen Sturm. Alle Lebenshoffnungen sind vernichtet, jeder Gedanke an Glück zerstört.“

„Verliere nur nicht den Muth, Julie, es gibt viele Menschen, die Schwereres zu ertragen haben und die dennoch nicht verzweifeln“, sagte Arnold sanft. „Denke, daß es der Wille deiner verstorbenen Mutter war, dich nicht nutzlosen Nachgedanken hinzugeben.“

„Ich werde mich nicht rächen, nur — wenn ich es kann — Gerechtigkeit zu erlangen suchen“, entgegnete Julie. „Und nun laß' uns nicht mehr über diesen Gegenstand sprechen, Onkel, er ist abgethan.“

Und Hauptmann Doniz schwieg, aber wie wenig die Sache abgethan war, bewies deutlich Juliens Unruhe, die sich ihrer von dem Tage an bemächtigt hatte.

Früher auf und später nieder, es schien, als wenn ein ruheloser Geist im Hause sein Wesen trieb. Julie hatte sich von Tante Doniz alle Schlüssel aushändigen lassen und es war, als wenn sie dieselben nicht mehr von sich geben wollte, zum großen Kummer der Tante.

Aber all' ihr Suchen und Spähen war vergebens, immer trauriger und bekümmert legte sie sich des Abends zur Ruhe nieder und unruhiger erhob sie sich am folgenden Morgen, um von vorne wieder anzufangen, jeden Schrank, jeden Auszug aufs neue durchsuchend.

Dieser Aufregung folgte endlich eine gänzliche Ermattung, eine Apathie, die mindestens ebenso gefährlich war, und Tante Doniz schüttelte beim Anblick des unglücklichen Mädchens trostlos den Kopf. Das konnte so nicht bleiben.

Und es blieb auch nicht so, eine heftige Nervenkrankheit brachte sie an den Rand des Grabes, aber die Jugend gewann den Sieg und — Julie genas.

Bierzehntes Kapitel.

Im Vorzimmer des Königs.

Im königlichen Residenzschlosse herrschte noch tiefe Ruhe; die prächtig strahlende Morgenfonne schien zwar belebend in das Gemach Sr. Majestät, aber die dienstthuenden Hofherren schienen nicht davon angeregt, mit schläfrigen, matten Augen lagen sie in den weichen Laufsesseln zurückgelehnt, und ein endloses Gähnen unterbrach bisweilen die harmonisch die Ruhe.

wundet. Der ganze Streit soll durch einen gewissen Mustapha Bey, der ebenfalls verwundet wurde, provociert worden sein. Der General-Gouverneur hat auch demnach allsogleich Gendarmen und 30 Kavalleristen nach Sellami abgeschickt, mit dem Auftrag, Mustapha zu verhaften, der sich indeß auch gegen die türkischen Truppen zur Wehre setzen will. Neben nun auch diese Thatsachen nur einen neuen Beleg für die Fortdauer der alten Zwistigkeiten zwischen Christen und Muhamedanern, so darf man denselben doch schon aus dem Grunde keine höhere politische Bedeutung beimessen, weil sie so zu sagen ein historisches Erbübel bilden, dessen Ausbrüche man nur jetzt näher beachtet, während man es früher überhaupt nicht der Mühe werth fand, solchen alltäglichen kleineren Conflicten eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

* * *
In Holland haben schließlich die reactionären Neigungen des Königs den Sieg davongetragen und ein conservatives Ministerium an das Ruder gebracht. Wie das Journal „Amsterdam'sche Courant“ erfährt, wird das neue Ministerium wie folgt zusammengesetzt sein: Van Lynden, Justiz; Heemskerk, Inneres; Taalman, Marine; Van der Does de Willebois, Auswärtiges; Beyen, Krieg; Wattendorf (vormaliger Generalsekretär und Resident in Indien), Colonien. Außer Beyen und Wattendorf begegnen wir lauter alten Bekannten. Lynden, Taalman und Van der Does de Willebois sind schon Mitglieder des zweiten Ministeriums Heemskerk gewesen. Bemerkenswerth ist, daß für das Portefeuille des Finanzministers noch kein Abnehmer gefunden ist. Einer Kammer gegenüber, deren Mehrheit die Opposition bildet, ist dieses Ministerium freilich das schwierigste Amt. Aber Heemskerk kann ja gar nicht daran denken, mit dieser Kammer zu regieren, sondern muß vielmehr zur sofortigen Auflösung der Kammer schreiben.

* * *
Der Sieg bei Ulundi hat Frucht getragen, doch vielleicht nicht ganz in dem Maße, wie Sir Garnet Wolseley erwartet haben mochte. Wiewol viele Hauptlinge sich unterworfen haben, scheint Cetewayo, der mit seinen früheren Friedensverhandlungen die Engländer nur hingalten und irreführen wollte, auch jetzt noch nicht zur Nachgiebigkeit gestimmt. Er hat sich mit Weibern und Hofstaat in den Ingome-wald zurückgezogen, und Wolseleys Anordnungen beweisen, daß man noch auf Widerstand rechnen. Seit Anfang Juli, als Wolseley dem Zukünftigen den letzten Friedensantrag zustellte, hatte Cetewayo bis zum 15. jenes Monats kein Lebenszeichen von sich

gegeben. Die Hauptlinge, welche sich den Engländern unterworfen haben, erklären zwar, daß sie von ihrem bisherigen König nichts mehr wissen wollen; allein es ist noch durchaus nicht klar, ob diesen Behauptungen allzuviel Bedeutung beizulegen ist, denn wie Wolseley in seiner Depesche an den Kriegsminister an einer Stelle erklärt, hat sich viel Gebiet, aber nur eine geringe Anzahl kampffähiger Männer unterworfen. Wie die neuesten Depeschen berichten, ist nun eine starke Truppenabtheilung auf dem Marsche nach Ulundi, um England in den dauernden Besitz dieses wichtigen Platzes zu bringen. Eine zweite Abtheilung wird gegen den neuen Kraal vorgehen, in welchem sich Cetewayo aufhält.

Vermischtes.

— Eine Pfarrersköchin. Aus dem Innviertel wird der Ringer „Tagespost“ geschrieben: Im reich dotierten Pfarrhose zu Pr. ist am 21sten Juli l. J. M. D. gestorben. Dieselbe lebte seit ihrem zartesten Kindesalter, mehr als 83 Jahre, daselbst. Einst bekannt als die schönste Pfarrersköchin im weiten Umkreise, war sie der Liebling der damals zu den vielen Tafeln dort geladenen geistlichen Herren. Mit dem Schwinden der körperlichen Vorzüge schwand auch die Zuneigung ihrer Gönner; sie lebte längst zurückgezogen als eine ganz unscheinbare Person und wurde von den Nachfolgern im Genusse der Prände als Inventarstück stets mit übernommen. Man vermuthete allenthalben, daß sie Geld besitze, hielt sie jedoch nicht für reich, getäuscht durch ihre höchst einfache Lebensweise. Wie erstaunte man daher, als sich bei der gerichtlichen Inventur ihres Nachlasses außer einer beträchtlichen Menge an Fahrnissen, insbesondere Leinwand, uralten Seidenkleidern u. dgl., noch circa 10,000 fl. an Obligationen vorfanden und überdies in den sonderbarsten Verstecken viele hundert Silbermünzen aller Art und gegen zweihundert Goldstücke, darunter welche der allergrößten Form, entdeckt wurden. Ihre bürgerlichen Verwandten sind durch ein schriftliches Testament zu Erben eingesetzt, ein kleines Legat an die Armen, welche ihre Leiche zu Grabe geleiten, dürfte nicht zur Vertheilung kommen, da die Armen hievon keine Ahnung hatten und sie zur letzten Ruhestätte nicht begleiteten.

— Entdeckter Mord. Ungarische Blätter melden: Der Schneidermeister Mathias Hary in Uta (Baranya) lebte in wilder Ehe mit Marie Nagy, einer Tochter des Bauers Franz Nagy. Der letztere scheint den beiden im Wege gestanden zu sein, da er am 17. April von Hary und seiner Zuhälterin erdroffelt wurde. Bis zum Eintritt der Dunkelheit

legten sie die Leiche des Ermordeten in die Küche, in welcher die entmenschte Tochter in aller Ruhe, als wäre nichts vorgefallen, das Nachtmahl kochte. In der Nacht schleppten sie dann die Leiche auf den Hof eines Nachbarhauses, in welchem sich ein ausgetrockneter Brunnen befand, warfen die Leiche in den Brunnen und schütteten Erde darauf. Die Abwesenheit des Alten fiel den Nachbarn auf, ihre Erkundigungen wurden jedoch damit beantwortet, Franz Nagy habe sich zum Besuche seiner Verwandten ins Somogyer Comitat begeben und werde wahrscheinlich auch dort bleiben. Dies klang umso wahrscheinlicher, da der Alte aus Somogy war und sein Verschwinden gerade in die Zeit der Osterfeiertage fiel. Die näheren Bekannten schüttelten zwar den Kopf; es schien ihnen sonderbar, daß Nagy ohne Abschied zu nehmen sollte weggezogen sein; doch gerieth die Sache allmählich in Vergessenheit, und Hary und seine Mitschuldige glaubten sich schon sicher vor der Entdeckung ihres Verbrechens. Zufällig war aber ein altes Weib aus dem Dorfe Zeuge desselben gewesen, von den Thätern jedoch dazu bewogen worden, reinen Mund über das Geschehene zu halten. Nun erkrankte aber die Alte, und auf ihrem Todtenbette verrieth sie das Geheimnis ihrer Umgebung. Die Kunde davon verbreitete sich schnell im Dorfe und gelangte am 19. v. M. in einem anonymen Schreiben auch zur Kenntniß des Stuhlrichters, der sogleich seine Anstalten traf und tags darauf die Thäter festnehmen und die schon in Verweisung übergegangene Leiche exhumieren ließ. Die Mörder, welche ihre Schuld sofort eingestanden, sind dem Hainkirchner Bezirksgerichte übergeben worden.

— Feuersbrunst in Serajewo. Wie man aus Serajewo vom gestrigen Tage telegraphiert, brach dort gestern nachmittags eine große Feuersbrunst aus, welche furchtbare Dimensionen anzunehmen drohte.

— Ein Sensationsprozeß. Wie italienische Zeitungen melden, beschäftigten sich die Assisen von Spoletto in diesen Tagen mit einem Sensationsprozeß, der den Beweis dafür liefert, daß in dem segneten Italien die Ausübung des ärztlichen Berufes nicht ohne Gefährte ist. Der 14jährige Sohn eines reichen Spoletaners, Namens Carlo Marcucci, war erkrankt, und der Vater nahm die Hilfe des Arztes Dominicus in der sonderbaren Weise in Anspruch, daß er für den Fall der Heilung demselben 2000 Lire zu zahlen versprach, bei ungünstigem Ausgang der Krankheit ihm dagegen den Tod androhte. Leider starb der Knabe, und da ein anderer Arzt dem Vater erklärt hatte, das Kind sei infolge eines Fehlers in der Behandlung gestorben, führte Mar-

In diesem Augenblick wurde die Thür des Vorzimmers geöffnet. Ein elegant gekleideter Herr trat ein, und man war sofort versucht, ihn für das zu halten, was er in der That war — für den Friseur des Königs. Seine tadellose Haarfrisur kennzeichnete ihn vollkommen.

Mit wahrer Gönnermiene blickte er auf die Hofherren und ein fortwährendes süßes Lächeln umschwebte seine Lippen.

Die Hofherren hatten sich beim Anblick des Friseurs Rehblüt ehrerbietig erhoben, als wäre mindestens der König selbst erschienen, und die schlaftrigen Mienen verschwanden wie Schnee vor der Sonne.

„Guten Morgen, sehr erfreut, Sie hier zu sehen, meine Herren, hoffentlich wohl geruht?“

Mit diesen Worten schritt er durch das Zimmer und trat unangemeldet in das des Königs.

Jetzt umspielte ein spöttisches Lächeln die Lippen der Hofherren.

„Mich dünkt immer, der königliche Friseur sehe einem tänzelnden Barbier mit Scheerbeutel und Streichriemen nicht unähnlich“, meinte Herr von Loschwitz, ein angehender Kammerherr, der wenigstens bedeutende Hoffnungen für einen solchen Posten in seiner Brust trug.

„Nehmen Sie sich in acht, Herr von Loschwitz“, warnte ein älterer Herr, „und lassen Sie den Herrn Rehblüt nichts von dergleichen Aeußerungen ahnen, wenn Ihnen Ihre Stellung lieb ist. Sie sind noch zu jung, solche gefährliche Klippen zu bemerken, und diese sind für den Unbefangenen doppelt gefährlich.“

„Ah bah“, sagte Herr von Loschwitz achselzuckend, „glaube an dergleichen Märchen nicht, wie man sie sich in der Residenz erzählt, da wird so endlos viel über Hofgeschichten raisonnirt, wo niemand etwas davon weiß.“

„Thatsachen beweisen, weiter sage ich nichts, junger Freund“, sagte der Alte, „und wenn Sie einen guten Rath annehmen wollen, so hüten Sie Ihre Zunge. Wenn Sie jetzt nur einen Blick in das Antichambre des Friseurs Sr. Majestät werfen wollten, so würden Sie sich bald überzeugen, wie viel in der Residenz übertrieben wird. Ich sage Ihnen, dieser Rehblüt ist der allmächtigste Günstling, den kein Mensch von seiner Höhe herunter zu stürzen wagt, weil er zunächst selbst stürzen würde, und zwar so tief, daß er schwerlich wieder auf die Beine käme! Herrn Rehblüts Antichambre ist Tag für Tag mit Bittenden, die etwas zu den Ohren des Königs bringen möchten, überfüllt, und

es ist ein Glück, daß der Mensch bildungsfähig genug ist, einzusehen, was für das Ohr des Königs taugt und was nicht. Auf diese Weise wird er dem Hofe im allgemeinen nicht gefährlich, höchstens denjenigen, die es nicht verstehen, sich seine — ich meine des Friseurs — Gunst zu erwerben. Nur wenige ahnen die unbegrenzte Macht, die jener Mann besitzt, so viele Geschichten auch davon an die Oeffentlichkeit gelangen. Es gibt zahllose Menschen, die zunächst bei dem Friseur antichambrieren, um auf diese Weise ihr Ziel bei'm Könige zu erreichen, und ich behaupte ganz gewiß nicht, daß dies ein unrichtiger Weg ist.“

Der Eintritt des Grafen Horn unterbrach das Gespräch.

„Seine Majestät schon aufgestanden?“ fragte er.

„Ich möchte es bezweifeln, Graf Horn“, entgegnete der ältere Herr.

„Ist der Friseur bereits vorgelassen?“

„Ja, doch habe ich bislang niemanden drinnen sprechen hören.“

„Ah, naiv — sehr naiv — reizend, Herr von Bergheim. Sie scheinen zu gewissen Zeiten hier Kammerzöfchen zu spielen.“

(Fortsetzung folgt.)

cucci seine Drohung aus und tödtete Dominici durch einen Revolvererschuss. Der Gerichtshof verurtheilte den Mörder zu der merkwürdig milden Strafe von nur fünf Jahren Gefängnis und zur Zahlung von 25,000 Lire Schadenersatz an die Witwe des Arztes.

— **Ministerverbrauch in Preußen.** Auf die Frage Treitschke's: „Wer sollte nicht bedauern, daß die Politik des Reichskanzlers so viele köstliche Kräfte vor der Zeit vernichtet?“ antwortet die „Prov.-Korr.“ mit dem datenmäßigen Nachweise, daß der Ministerwechsel während des 17jährigen Bestehens des Ministeriums Bismarck verhältnismäßig selten vorgekommen ist, daß mehrere Minister 9 und 10, ja 16 Jahre im Amte waren und nur aus Rücksichten auf ihr hohes Alter aus dem Staatsdienste schieden. „Kann man da wol im Ernst sprechen von einer massenhaften „Vernichtung köstlicher Kräfte vor der Zeit?“ In dem 17jährigen Zeitraum der Amtsführung des Fürsten Bismarck haben andere Länder 2 bis 30 Wechsel der ganzen Ministerien und außerdem noch Wechsel wichtiger Posten in denselben erlebt. Was England betrifft, so haben seit Palmerstons Tode, 1865, nach einem kurzen Ministerium Russell, verschiedene Combinationen von Tory-Ministerien bis 1868 einander abgelöst, wo das Ministerium Gladstone eintrat, welches 1874 durch das jetzige Ministerium ersetzt wurde. Innerhalb der Ministerien gleichen Gesamtkarakters haben aber fortwährend zahlreiche Personalwechsel stattgefunden. Es ist keine Uebertreibung, sondern die statistisch begründete Wahrheit, daß eine Festigkeit der höheren Staatsämter wie im deutschen Reiche und in Preußen sich in keinem Lande der Erde wiederfindet.“

— **Ein muthiges Mädchen.** Aus Tiraspol (Gouvernement Cherson) berichtet man den russischen Blättern vom 2. d. über folgenden, gewiß seltenen Fall einer weiblichen Heldenthat: Während des Badens gerieth ein Soldat in den Stromwirbel und sank unter. Die um den Soldaten herumstehenden Kameraden und Zivilpersonen wagten es nicht, den Ertrinkenden zu retten, und letzterer wäre auch sicher zugrunde gegangen, wenn sich nicht ein des Weges kommendes junges Mädchen, welches von dem Unglücksfalle gehört, sammt den Kleidern in den Strom geworfen und nach viermaligem Untertauchen den bereits für todt gehaltenen Soldaten emporgezogen hätte. Letzterer wurde am Ufer wieder zu sich gebracht, während bezüglich des heldenmuthigen Mädchens ein Rapport des Gouverneurs an den Baron abgeschickt wurde.

— **Fürchterlicher Tod.** Aus Odessa erhalten die Moskauer „Ruskija Wjedomosti“ folgenden grauenerregenden, kaum glaublichen Bericht über die Art und Weise des Selbstmordes eines dort neulich wegen öffentlicher politischer Demonstration verhafteten jungen Mannes Namens Somoff. Derselbe war in eine Zelle mit nach rückwärts gebundenen Armen geworfen worden. In der Nacht vom 26. auf den 27. v. Mts. bildete Somoff mit Zuhilfenahme seiner Zähne aus seiner Pritsche und einem Gefäß unter der Wand seiner Zelle ein Gerüst, krieg auf dieses hinauf, nahm ebenfalls mit den Zähnen von der Wand die brennende Lampe herunter, drehte mit den Zähnen den Docht auf und als die Flamme stark zu brennen begann, hockte er sich über dieselbe nieder und blieb in dieser Stellung so lange, bis sein Rücken bis auf die Knochen verbrannt war. Dann ließ sich der Selbstmörder beide Arme verbrennen, so daß das Fleisch ganz verkohlt war. Am zweiten Tage in der früh starb Somoff unter den fürchterlichsten Schmerzen. Die herbeigerufenen Aerzte Bernstein, Henrichsen, Rosen und Zimmermann, welche die Section der Leiche des Selbstmörders vornahmen, constatirten unter Ablegung eines Eides, daß Somoffs geistiger Zustand vor dem Tode ganz normal war.

Lokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Militärisches.) Das Kommando der hiesigen 12. Infanteriebrigade wurde an Stelle des nach Mostar abberufenen Brigadiers Ritter von Joësson dem bisherigen Chef der dritten Section im technischen und administrativen Militärcomité, Herrn Franz Weikard, Oberst des Generalstabscorps, übertragen.

— (Aus dem krainischen Landesauschusse.) In der Sitzung vom 2. d. wurde Herr Josef Braune, Bürgermeister der Stadt Gottschee, zum Vertreter des Landesauschusses, beziehungsweise des Landesfondes, beim Bezirksstrafenausschusse in Gottschee designirt. — Weiters wurde dem Gesuche Folge gegeben, daß 6 krainische Irre aus dem steiermärkischen Irrenhause in die hiesige Landes-Irrenanstalt aufgenommen werden.

— (Aus dem städtischen Polizeiberichte.) In der Zeit vom 1. Jänner bis 1. Juli f. J. wurden vom Stadtmagistrate Laibach: 10 Parteien wegen schnellen und unvorsichtigenfahrens, dann Stehenlassens der Pferde ohne Aufsicht; 13 Parteien wegen frühzeitiger Ausfuhr des Abortgängers und Verunreinigung der Straßen; 5 Parteien wegen Uebertretung der Fiaferordnung; 2 Parteien wegen heftigen Schnalzens mit der Peitsche; 20 Parteien wegen Uebertretung der Straßenpolizeivorschriften, und 7 Parteien wegen Uebertretung der Marktordnung bestraft. — Durch Wachorgane wurden verhaftet 672 Individuen; davon wurden dem Gerichte eingeliefert 264, nach Hause in Schub gesetzt 312, polizeilich abgestraft 96. Außerdem wurden an die Strafgerichte 338 Anzeigen erstattet und 167 Parteien wegen verschiedenen, den politischen Behörden zur Amtshandlung zugewiesenen Uebertretungen beamtshandelt. Entlassene Sträflinge und Zwänglinge wurden 487 behandelt.

— (Unser Schwurgerichtssaal.) Wenn hierzulande von den Dingen die Rede ist, vor welchen uns der Herr in Gnaden bewahren möge, so muß darunter in erster Linie der Aufenthalt im Laibacher Schwurgerichtssaal genannt werden. Wir sagen „Saal“, weil es schon einmal so Mode ist, müssen uns aber, um allensfallsigen Correcturen zu entgehen, dagegen verwahren, als ob wir mit diesem Ausdruck dem ehemaligen Refectorium der Cisterzienser eine unverdiente Ehre erweisen wollten. Denn dieses Gemach, in welchem wol einige Mönchlein Raum genug finden konnten, um mit Gemächlichkeit des Leibes Abzug besorgen zu können, ist zu jedem anderen Zwecke weit eher geschaffen, als zu demjenigen, dem es jetzt dienen muß. Schon der Ausgang ist wenig verlockend. Und hat man erst die Gefahr überstanden, welche jedem droht, der über den einsturzgefährlichen, hängenden Gang die Thüre zum Gerichtssaal gewinnen will, so schlägt uns aus demselben eine Ausdünstung entgegen, welche den Eintretenden unwillkürlich an die im Vorhause angeheftete Rundmachung erinnert, welche den Zutritt in den Schwurgerichtssaal nur in so weit bewilligt, als es eben der Raum gestattet. Man denke sich nur bei der Hitze der letzten Tage das kleine, mit keinerlei Ventilation versehene Schwurgerichtsklokal ganz mit Menschen gefüllt, und man wird mit Schauern eine Vorahnung dessen empfinden, was man unter solchen Umständen „Atmosphäre“ nennen müßte. Und dann — welche Eintheilung, welche in ihrer Art einzige Einrichtung! Der arme Staatsanwalt ist in eine Nische am Fenster verbannt und hat während der Winterkälte die schönste Gelegenheit, sich einen gründlichen Rheumatismus zu holen. Auch der Vertheidiger ist auf ein Auszüglerplätzchen angewiesen. Trotz dieses Kargens mit Raum bleibt aber doch der Platz für das Auditorium auf ein Minimum beschränkt. Offenbar sah man ein, daß der sogenannte Schwurgerichtssaal, welcher wirklich keine Ehre für Laibach ist, nicht dazu geeignet sei, viele Menschen aufzunehmen, und hat daher nur eine Reihe Sitze angebracht, in der sichern Ueberzeugung, daß dem Publikum das gedrängte Stehen Kopf an Kopf

sehr bald lästig sein werde. Unseres Erachtens soll aber die Oeffentlichkeit der Schwurgerichte darauf einwirken, die Bevölkerung zu einem gewissen Interesse und Verständnis für die Strafgerichtsplege heranzuziehen. Ein Gerichtsklokal aber, welches jeden um seine Gesundheit besorgten Staatsbürger von deren Besuch abschreckt, wirkt diesem Zwecke entgegen und sollte schon mit Rücksicht darauf durch eine der Würde und dem Zwecke der öffentlichen Gerichtsverhandlungen besser entsprechende Räumlichkeit ersetzt werden.

— (Erledigter Stiftungsplatz für krainische Offizierswitwen.) Durch das am 15. v. M. in Laibach erfolgte Ableben der Dienantwittwe Clara Dorn ist ein Stiftungsplatz jährlicher 101 fl. 94 kr. in Erledigung gekommen. Zur Besetzung dieses Stiftungsgegenstandes ist der Concur bis 20. September l. J. mit dem Beifügen ausgeschrieben, daß hierauf vorzugsweise arme Offizierswitwen krainischer Nationalität, deren Gatten als Offiziere in l. l. activen Kriegsdiensten gestorben sind, Anspruch haben. In Ermanglung solcher Wittwen können auch Offizierswitwen anderer Nationalität, welche den Stiftungsbedingungen entsprechen, berücksichtigt werden.

— (Statutenänderung der krainischen Landwirtschaftsgesellschaft.) In der Ausschusssitzung dieser Gesellschaft vom 3. d. berichtete Handelskammersekretär Murnik über eine Abänderung der Gesellschaftsstatuten dahin, daß eine besondere Section für Pferdezuucht gebildet werden soll, welcher in Zukunft der Wirkungskreis der aufgelösten l. l. Landes-Pferdezuuchtskommission zuzufallen habe. Behufs Beschlussfassung über diesen Antrag wird noch in diesem Monate eine außerordentliche Generalversammlung einberufen werden.

— (Jubiläum.) In der benachbarten, amuthig gelegenen und seit dem Jahre 1231 bestehenden Wallfahrtskirche zu Dobrava begehen Dienstag den 19. August alle jene Herren aus dem geistlichen Stande Krains ihr 25jähriges Priesterjubiläum, die im Jahre 1854 die priesterliche Weihe erhielten.

— (Für die Katastralgemeinde Karlstadt vorstadt) beginnen am 20. d., vormittags 9 Uhr, am Jakobsplatz in der Amtskanzlei Hs.-Nr. 2, zweiter Stock, die Erhebungen zur Anlegung eines neuen Grundbuches.

— (Den Wiener Schwestern der göttlichen Liebe) wurde nach der „Daria“ eine dreimonatliche Bewilligung zu milden Geldsammlungen in ganz Krain für das Wiener Marien-Institut für arme Waisen und Dienstmoten ertheilt.

— (Das Abbrändler-Elend) in Oberlaibach, Brunndorf und Tersein wird als so groß geschildert, daß nur rasche und ausgiebige Hilfe eine Milderung desselben herbeiführen kann.

— (Blindenstiftungsplatz) für arme blinde, in Krain geborene Kinder ist in dem Blindeninstitute Binz mit dem Schuljahre 1879/80 zu besetzen. Nur Kinder von 8 bis 12 Jahre werden angenommen. Die Gesuche sind entweder an die betreffenden Bezirkshauptmannschaften, respect. an den Laibacher Magistrat bis 25. d. zu leiten.

— (Vergnügungszüge.) G. Schröckls Reisebureau in Wien veranstaltet im August und im September d. J. Vergnügungsfahrten nach München und Zürich. Die Aufnahme der Passagiere geschieht auch in allen Stationen der Südb- und Nordbahnen. Die Kartenausgabe erfolgt am 11ten, 12. und 13. August, beziehungsweise am 3., 4. und 5. September, in allen erwähnten Stationen. Die Unternehmung hat alle Anstalten zur bequemen und komfortablen Unterkunft der Reisenden getroffen und interessante Ausflüge auf ihr Programm gesetzt; es können die herrlichsten Gegenden des Salzammergutes und der Schweiz besucht werden. Die Fahrpreise von Laibach via Franzensfeste nach München und retour betragen: II. Klasse 25 fl. 93 kr., III. Klasse 17 fl. 48 kr., und von Laibach nach